

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

August Hopp, stud. theol., Leipzig [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

August Hopp, stud. theol., Leipzig,
geb. 17. April 1891 in Schopflohe a. d. Ries bei Sttingen,
gef. 18. März 1915 auf der Combreshöhe.

Frianville, 1. März 1915.

Immer näher kam der Geschützdonner. Schon sahen wir in der Ferne die Combreshöhe und auf ihr die schwarzen Bahnen der Einschläger und die weißen Wölkchen der Schrapnells. Um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr waren wir in St. Maurice angekommen: alles voll Verwundeter; auf der Straße von St. Maurice nach Hannonville kam ein Auto nach dem anderen vollgepfropft mit stöhnenden Verwundeten, andere fuhren leer zurück, Leichtverwundete kamen dazwischen hergehumpelt. Wie wenn sie uns hätten abschrecken wollen, begann, als wir dicht vor Hannonville waren, und die Combreshöhe auf ein paar Kilometer vor uns lag, da droben die Hölle. Es war kein einzelnes Krachen mehr, sondern ein unaufhörlicher, markerstatternder Donner. Man konnte die Einschläge nicht mehr unterscheiden, die ganze Höhe glich einem feuer-sprühenden Berg. Und da hinein mußten wir — selbstverständlich, unseren Kameraden da droben zur Hilfe eilen, deren Reihen furchtbar gelichtet waren. In Hannonville wurde noch schnell Essen gefast, für manchen das letzte, mancher letzte Gruß wurde hingekegelt. Um halb fünf Uhr, es war schon dunkel, der Himmel trübe: „Antreten, ohne Tritt, marsch!“ Der Donner droben hatte nicht mehr ausgesetzt, dazwischen hörte man jetzt ratterndes Gewehrfeuer. Der krepierende Eisenhagel erhellte für Momente das Dunkel. Je näher wir an Combres hinkamen, desto dichter wurden die Verwundetenzüge, auch eine Abteilung französischer Gefangener sahen wir. Wir marschierten durch Herbenville, von wo wir nach 20 Minuten in Combres eintrafen. „Halt, rechts ran!“ „Das Bataillon wartet auf weitere Befehle.“ Und schon kam's! Bum, bum, ratsch, eine nach der anderen, vor uns, hinter uns, neben uns, prasselnd hinein in die Häuser, an denen nichts mehr zu zerstören war, hinter deren noch erhaltenen Mauern wir uns zu decken suchten. Da lagen wir nun in eiskalter Nacht, in dem furchtbaren, schweren Artilleriefeuer, das die Franzosen nach rückwärts verlegt hatten —, weil oben auf der Höhe, die von der Dertschaft aus steil aufsteigt, der Kampf tobte —, jeden Augenblick gewärtig, daß solch ein Ungetüm Tod und Verderben in unsere Reihen streue. — Endlich, nach 3stündigem langen Warten, kam eine Entspannung: „Vorwärts!“ Inzwischen waren droben die Franzosen bis an den Rand der Höhe vorgedrungen, hatten den von wahnsinnigen Artillereschüssen

verschütteten 130ern einige Gräben weggenommen; doch ein preussisches Bataillon vom 154. Regiment, das bereits auf der Höhe als Unterstützung lag, hatte im Sturm die Franzosen wieder zurückgeschlagen und unter den schwersten Verlusten für den Feind die wichtigsten Gräben wieder genommen. So waren wir um diesen Sturm gekommen. Das Regiment rückte vor zur Ablösung der 130er, 1. Bataillon am weitesten links, 2. in der Mitte, 3. Bataillon in der gefährlichsten rechten Stellung, wo der Hauptkampf um die Gräben getobt hatte und es nun die völlig zusammengeschoenen eroberten Gräben zu halten galt. Es war stockfinstere Nacht. Wir marschierten langsam die steile Höhe hinan in grundlosem Schlamm. Alle Augenblicke tappte man in ein Granatloch hinein. Das Artilleriefener lag, Gott sei Dank, weiter rückwärts, weil die Franzosen offenbar meinten, sie hätten die Höhe schon im Besitz. Droben andauerndes heftiges Infanteriefener. Unser Major war inzwischen in rasendem Ritt eingetroffen, unser Hauptmann war nicht da. Die 10., 9. und 12. Kompagnie bezogen Stellung, und wir, die 11., wir warteten, uns langsam die Höhe hinanschlängelnd, 1 Stunde, 2 Stunden, 3 Stunden, konnten uns nicht setzen, nicht legen, mußten einfach in dem tiefen Lehm bis zu den Waden stehen. Wir warteten, bis endlich früh um 4 Uhr der Befehl kam: „11. Kompagnie zur Verfügung des Bataillonsführers.“ Da suchten wir uns Hütten, die recht zusammengeschoen waren, fanden für ein paar Mann norddürftige Unterkunft, die meisten blieben, wie sie standen; da man beim Gehen nur in Dreck und Löchern umeinandertorkelte, so warteten wir, bis der Tag graute. — Da endlich kam der Befehl: „Löst die Kompagnie vom Regiment 154 im zurückeroberten Graben ab, Abmarsch sofort!“ — Unter Führung eines Leutnants der 154er, der sich in der vorderen Stellung auskannte, los, durch einen Laufgraben zum Schützengraben am halben Abhang des nach Norden abfallenden bewaldeten Berges. Und da begann auch die Tragödie. War man schon in der Bereitschaftsstellung hin und wieder im Dunkel der Nacht auf eine der über den ganzen Bergabhang zerstreuten Leichen getreten, so sah man jetzt den Tod in diesen Lauf- und Schützengräben in 100facher, furchtbarster Gestalt. Gleich am Eingang lag ein 130er gegen die Brustwehr gelehnt, wie wenn er im Anschlag eingeschlafen wäre, ein kleines, blutiges Loch in der Stirn, kalt und starr. Und dann zwängten wir uns, da wir ganz durch bis zum äußersten linken Flügel mußten, einer hinter dem anderen durch den Schützengraben, auf dessen Sohle Ströme von Blut stagnierten, in dem Leichen Deutscher und Franzosen in wüstem Durcheinander fast alle paar Schritte den Weg versperrten, so daß man über die angehäuften Leichen hinwegklettern mußte und dabei mit den kalten Händen und Gesichtern

und den furchtbaren, blutigen Wunden in Berührung kam. Schlamm und Blut mischten sich an den Stiefeln, Kleidern und Händen; aufrechtgehen konnte man, durfte man nicht. Denn unten in der Schlucht auf 30 Meter Entfernung laufen französische Schützengräben; sowie sich eine Helmspitze über der Brustwehr zeigte, pfiff es beng, beng über die Köpfe hinweg. Gleichzeitig sahen wir die furchtbare Wirkung des Artilleriefeuers; von der oberen Hälfte des Waldes hinter und vor den Schützengräben stand kein Baum mehr. Der Boden war wie von einem Erdbeben zerwühlt, der Schützengraben war an manchen Stellen ein Chaos von Erde, Steinen, Baumstämmen und Leichen, und je weiter wir gegen den linken Flügel kamen, desto schauerlicher wurde es — die Leichen, meist Franzosen, lagen immer dichter innerhalb und außerhalb des Grabens — und desto mehr pfiffen die Geschosse. Der Leutnant vom linken Flügel, dessen Zug ich abzulösen hatte, kam mir entgegen — schnell das Nötigste zur Einweisung: „Decken Sie nach Möglichkeit Ihre linke Flanke, sie ist stark bedroht, und halten Sie den Graben!“ Ein Blick genügte, um die ganze Gefahr der Situation zu erkennen; der Schützengraben am linken Flügel glich eher einer vertieften Mulde — so zusammengeschoffen war er. Am linken Ende war notdürftig eine Art Barriere errichtet, denn am anderen Ende des Grabens lagen die Franzosen auf kaum 40 Meter Entfernung. Man sah deutlich ihren Flankierungsschützengraben. Halb links von der Barriere zog sich ein Laufgraben hin. „Was ist drin?“ fragte ich. Der Leutnant wußte nur, daß lauter Tote darin lagen. „Aber vielleicht ist er auch von den Franzosen besetzt.“ Schnell hatte ich meine Leute eingeteilt, 4 Mann an die Barriere, alles übrige an die Brustwehr: „Der Graben wird unbedingt bis zum letzten Mann gehalten.“ Zur Deckung meiner linken Flanke beorderte ich 6 meiner Scharfschützen und meinen schneidigsten Unteroffizier. Sie mußten außerhalb des Schützengrabens senkrecht, dazu in notdürftig aufgeworfenen Deckungen mit Front gegen den feindlichen Flankierungsgraben liegen. Ich führte sie selbst auf und wies jedem Schützen, von einem zum anderen kriechend, seinen Platz an. Und da kamen auch schon die ersten Grüße. Ich war einmal unvorsichtig aufgekniet, um besser hinübersehen zu können: wie das prasselte, zischte, surrte und pfiff! Der Dreck spritzte in die Augen. Rings um einen schlug es ein; drüben ratterte es mörderisch — also ein Maschinengewehr. Mit der Pfeife im Mund schossen sie. Meine Scharfschützen und ich ließen uns nicht aus der Ruhe bringen, getroffen war keiner. Drüben sah man die Käppis aus dem Schützengraben unvorsichtig herausgucken. Da nahm jeder ein Käppi aufs Korn — Feuer — manches Käppi sah man ein Hupferl in die Höhe machen und dann auf Nimmerwiederssehen verschwinden. Doch das

Maschinengewehr ratterte unaufhörlich, namentlich an der Barriere. Herrschaft, nur mehr Deckung, wenn wir hätten! Wie wird der Tag herumgehen! Es war früh 9 Uhr, der sogenannte Graben war angefüllt mit Toten und allen möglichen Ausrüstungsgegenständen; man stand und saß auf den Toten, als wenn's Steine oder Holzklöße wären! Ob dem einen der Kopf zerstoßen oder abgerissen, dem anderen der Brustkorb aufgerissen, dem dritten aus dem zerschlossenen Rock die blutigen Knochen herausragten — das kümmerte einen nicht mehr. Und außerhalb des Schützengrabens sah man sie in allen Stellungen. Da saß in einem Granatloch ein blutjunges Burschen, ein Franzose, wie wenn er schlief, das Gewehr im Arm, den Kopf etwas geneigt, aber die Hände hielt er, wie zur Abwehr, vor die Brust, in der ein tiefer Bajonettstich klappte. Und so lagen sie in ihren verschiedenen Stellungen, fast nur Franzosen, mit von Kolbenschlägen, sogar von Schaufeln zerschlagenen Köpfen, dazu Gewehre, Ausrüstungsgegenstände, Kappis in Unmenge. Die 154er hatten beim Sturm furchtbar gewütet, in Rache für das Artilleriefener. Ein Haufen von 5 Leichen lag vorn vor der Barriere; wir mußten ständig auf ihnen herumtreten, sie in den Schlamm hineinquetschen, da wir sie infolge des Artilleriefeners nicht aus dem Graben schaffen konnten. Auf einmal merke ich mit Schrecken, daß eine von den vermeintlichen Leichen, unter 3 anderen liegend, sich zu regen beginnt, ein bärtiger, strammer Franzose die Augen aufschlägt und furchtbar wimmert. Er hatte scheint's in tiefer Ohnmacht die ganze Nacht unter den Leichen gelegen. Wir zogen ihn unter größtem Wehklagen heraus. Ich gab ihm zu trinken, weiter konnten wir ihm nicht helfen. Bald lag er wieder in tiefer Ohnmacht. Unsere Gefühle waren allmählich völlig abgestumpft. Ich hatte vom Kompagnieführer auf Befehl des Bataillons den Auftrag bekommen, mit Freiwilligen in drei Gruppen den feindlichen Graben zu stürmen. „Bis 11 Uhr ist der Graben genommen!“ Einteilung und Anordnung dazu war schnell gemacht, die schneidigsten Leute ausgesucht, das Herz zitterte etwas. Vom Laufgraben aus wollte ich zum Sturm weggehen, gleichzeitig sollte die 10. Kompagnie von der anderen Seite vorgehen. Es galt vor allem festzustellen, ob der Laufgraben vom Gegner frei war, um von ihm aus stürmen zu können. Ich kletterte selbst über die Barriere hinein in den Laufgraben, feindliche Geschosse flühten, trafen mich aber nicht; der Laufgraben lag voll Leichen; ich ging mit gespanntem Revolver vor, 5, 10, 20 Meter. Da war der Weg versperrt durch ein Hindernis von Stacheldraht; es blieb nichts anderes übrig, als über die danebenliegende Schulterwehr zu klettern; es gelang ungeschehen, ich konnte feststellen, daß auch hinter der Schulterwehr kein Gegner war, so daß ich bis hierher mit meiner Sturmkolonne vorgehen und dem feind-

lichen Graben beinahe in die Flanke kommen konnte. Wären die Franzosen bereits in dem Graben gewesen, so wäre ich freilich futsch gewesen. Ich ging also zurück bis zur Barriere und hieß dort einen um den anderen über sie in den Laufgraben klettern. Das gelang vorzüglich, vom Gegner unbemerkt; ich hatte meine 32 Männe glücklich im Laufgraben parat. „Seitengewehr pflanzt auf!“ „Es wird kein Schuß abgegeben, sondern mit einem Sprung sind wir im feindlichen Schützengraben, wo alles, was drinnen ist, niedergemacht und gefangenengenommen wird. Bloß dürfen wir vorher nicht bemerkt werden, also Vorsicht!“ so lautete mein Befehl. Von einem Vorgehen der 11. Kompagnie merkte ich allerdings nichts; das war mir bedenklich!! Im Gänsemarsch gingen wir lautlos im Graben vor bis an das verfluchte Drahthindernis, wo man über die Schulterwehr klettern mußte. Das war für 32 Mann nicht so leicht, ohne bemerkt zu werden, als für einen, wo die Franzosen kaum auf 20 Meter lauerten. Ich war voran, kam glücklich hinüber, das Gewehr wurde vom Hintermann nachgereicht, und so ging es bei 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 gut; da, als der 9. Mann gerade im Hinüberklettern war, der vielleicht den Rücken zu weit nach oben abgekrümmt hatte, begann auf einmal ein knatterndes Maschinengewehrfeuer und Schützenfeuer gerade gegen diese Stelle. Prasselnd schlugen die Geschosse gegen die dünne Erdschicht. Der 9. kam noch glücklich hinüber, indem er sich einfach in den Graben fallen ließ, und gleichzeitig war auch schon die ganze Front des Grabens mit einem mörderischen Feuer bestrichen. Wir duckten uns so gut wie möglich, ein Vorgehen war ausgeschlossen, und zum Teufel, was war das, auf einmal pfiff es auch auf unseren Rücken, über uns hinweg. Die Geschosse, die aus unserer hinteren Stellung gegen den französischen Graben abgefeuert wurden, wo die für den von uns besetzten Laufgraben bestimmten Weitergänger der Franzosen einschlugen und man offenbar nicht wußte, daß wir vom Laufgraben aus vorgehen wollten — eine schenßliche Situation, im Kreuzfeuer des eigenen und feindlichen Feuers. Ich ließ sofort melden, daß hinten das Schießen eingestellt werden müsse, da sonst für mich ein Vorgehen ausgeschlossen sei. Doch alsbald trat eine andere Entspannung der Lage ein — drüben bei den Franzosen unten in der Schlucht hörte man nun auf einmal ein Mordsgeschrei: „Allez, allez, en avant!“ und „Hurra!“ — Gleichzeitig eine höllische Schießerei, ohne Zweifel ein französischer Angriff, und ich steckte drin im Laufgraben. Da kam auch schon eine Meldung vom Rest meines Zuges: „Die Franzosen gehen in dichten Scharen gegen den Graben vor.“ „Herr Führer, wir müssen zurück“, schrien mir meine Leute selbst zu. Was blieb anderes übrig als: „Rehrt, marsch, zurück in den Schützengraben und ihn bis zum äußersten verteidigen.“ Im wütendsten

Feuer zurück über die Schulterwehr geklettert und durch den Laufgraben über die Barriere in den Schützengraben war eins, ich als letzter. Ein wahres Wunder, daß dabei kein Mann verletzt wurde. Die Franzosen schossen zu aufgeregt, im Schützengraben war's allerhöchste Zeit. Da kamen sie bereits von unten aus der Schlucht und aus der linken Flanke, hinter jedem Strauch, Baum und Erdhügel sprangen sie geduckt vor — jetzt nur Ruhe und Entschlossenheit! Jeder Mann vor mir stand auf seinem Posten, besonders in der Flankendeckung meine 6 Scharfschützen; wie auf der Treibjagd war's. Wo ein Franzose von der einen Deckung in die andere springen wollte, erreichte ihn die sichere deutsche Kugel; ich lag selbst oben bei den Schützen; mit einem französischen Gewehr schoß ich, daß der Lauf glühte. Das Wasser lief an uns hinunter. Die Franzosen waren bald in ihre Stellung zurückgegangen. Zwei Schritte halblinks tat es einen leisen Aufschrei: „Mich hat's erwischt.“ Der rechte Arm hing ihm schlaff herunter, zerschossen. Einer meiner besten Schützen mußte zurückkriechen! Und während ich ihm nachsah, tut's ein Surren an meinem linken Ohr vorbei, daß ich nichts mehr höre; gleichzeitig fühle ich einen brennenden Schmerz an meinem linken Daumen; ich sah hin, Gott sei Dank, nicht gefährlich! Bloß ein bißchen aufgerissen! Ein Geschoß war auf einen kleinen Stein vor mir aufgeschlagen, der Stein flog mir an den Daumen, das Geschoß als Querschläger am Ohr vorbei. Fast in demselben Moment hatte es den Schützen neben mir erwischt am rechten kleinen Finger; ich verband ihm die Wunde, worauf er ruhig weiterschoß, und noch viele Franzosen hinabgetan hat, bis ihn nachmittags eine Granate zerriß. Mein Unteroffizier Seckinger heulte bei jedem Schuß, der saß, wie ein Indianer, es saß fast jeder; auch ihn traf es nachmittags an derselben Stelle. Ich mußte hinunter in den Schützengraben; die an der Flanke hatten Respekt bekommen; man hörte bereits das Jammern der Verwundeten. Wie ich hinunterkrieche, macht auf einmal einer meiner Leute, als er eben anlegen wollte, einen Sprung in die Höhe und fiel, wie vom Blitz getroffen, wie ein Sack tot zusammen. Schuß in den Kopf. Dampfendes Blut rieselte über die Sohle des Schützengrabens, wo er lag. Bis auf zehn Meter waren die Franzosen teilweise herangekommen, hatten sogar Handgranaten geworfen, aber lebend kam keiner mehr von denen zurück. Der Angriff war zum Stehen gebracht; ich atmete auf. Auf einmal schrie's unten „Urrah!“ Wieder ein wütendes Feuer. Doch was ist das? Da unten sind Feldgrane! Mein Gefreiter schrie mir zu: „Herr Fähnrich, das ist die 10. Kompagnie!“ Um Gottes Willen, wir schießen auf eigene Leute, die gestürmt haben. „Stopfen, stopfen!“ rief ich, was aus dem Hals herausging. Deutsche Disziplin ließ sofort das Feuer verstummen. Wirklich, unten sind Feldgrane, man sah

auch die Helme. Ich mit einem Satz aus dem Schützengraben und hinunter zur 10. Kompagnie. Doch kaum war ich draußen, da pfiff und klatschte es um mich herum, daß mir Hören und Sehen verging; in meiner nächsten Nähe sah ich noch, während ich mich platt auf den Boden warf, sechs Kerle hinter Baumstämmen verdeckt, Helme auf; zum Teufel, eine ganz gemeine List! Ein Geschöß fuhr mir an das Eisen meines Stiefelabzuges; mit einem Ruck schnellte ich in die Höhe, stolperte und fiel zurück in den Schützengraben. Gefreiter Köfle schöß mit zwei Schuß zwei von den Schurken maustot. Hoffentlich sind auch die anderen vier nicht mehr zurückgekommen, die deutsche Helme und graue Mäntel anhatten, uns zu täuschen. Meine Leute schossen, was aus der Flinte herausging, unten in der Schlucht hörte man Schreien und Tumult. Mit einmal war Ruhe. Kein Franzose zeigte sich mehr. Und auch wir konnten aufschmaufen. Von Pulverdampf geschwärzt, der Schweiß lief uns herunter, meinen Leuten auch infolge des Schreiens und Schimpfens, mit denen sie in echt bayrischen Ausdrücken: „Du Sauhund, du drecketer, komm nur her!“ ihr Schießen begleiteten. Mich hielt man allgemein für verwundet. Leutnant Schmidt wollte mich schon ablösen, doch ich blieb bei meinem Zug, fehlte mir ja gar nichts. Auch beruhigte eine Zigarette und ein Stückchen Brot die Nerven. Die Franzosen wollten scheinbar nichts mehr. Verschiedene Verwundete hörte man vor den Gräben gräßlich wimmern. Es war 11 Uhr geworden, wir wußten nicht wie. An Ruhe war freilich nicht zu denken, denn die Rache folgte auf dem Fuß in Gestalt von ganz wahnsinnigem Artilleriefener. Das erste Geschöß kreperte einen Meter vor mir in der Flankierstellung. Zu dritt wurden wir halb von der Erde verschüttet; sonst war uns wunderbarerweise nichts passiert. Dann kamen sie, eine nach der anderen mit furchtbarem Krachen unmittelbar vor und hinter uns und vor dem zweiten Zug, wo sie einen Mann verwundeten, der gleich darauf starb, während es Leutnant Hohmüller, der anderthalb Meter daneben lag, nichts machte. Wir deckten und duckten uns oft, auf Leichen liegend, so gut es ging. Bis $\frac{1}{2}$ 1 Uhr währte das Feuer, das verhältnismäßig wenig Verluste brachte, aber auf die Nerven ging. Man dankte seinem Gott ein ztes Mal, als endlich die Geschüße schwiegen. Um 2 Uhr kam der Befehl, den Graben zu nehmen. Ich bat Leutnant Hohmüller, dieses Mal doch wenigstens mit meinem ganzen Zug vorgehen zu dürfen, da der Graben zu stark besetzt sei. Außerdem sagte ich ihm: „Ich gehe unbedingt vor, übernehme jedoch keine Verantwortung, daß auch nur ein Mann zurückkommt.“ Wir besprachen uns und vereinbarten, daß Hohmüller vorher nochmals mit dem Major sprechen und ihm die Situation, die einen Erfolg so gut wie ausschloß, erklären sollte. Dies geschah; alle Kompagnieführer waren bei der Besprechung, und als dann

ein Generalstäbler dem Major Klipp und Klar sagte, daß nicht ein Zug, sondern ein ganzes Regiment nötig wäre, dieses Gewirr von Gräben zu nehmen, da kam er endlich von dieser Idee ab. Zugleich stellte sich sein Irrtum heraus; er hatte nämlich den Laufgraben gemeint, den er in den Händen der Franzosen glaubte, durch den wir aber bereits vorgegangen waren. Mein Zug mit mir wäre einfach flötengegangen. Freilich war's immer noch schwierig, den Laufgraben zu halten; vor diesem nutzlosen Sturmangriff waren wir, Gott sei Dank, bewahrt! Doch das Fürchterlichste kommt erst! Das Bombardement! Genau so, wie wir es gestern beobachtet hatten, bloß daß wir diesmal selbst mitten drin lagen. Um 3 Uhr begann es. Und gleichzeitig überschütteten sie uns vom linken Flügel mit einem rasenden Flankenfeuer. Einen nach dem anderen meiner braven Leute erreichte das Geschick, teils durch Artillerie, teils durch Infanterie! Es war grauenhaft, ich mußte die Leute immer ermuntern auszuhalten, den Mut nicht zu verlieren, wobei es jede Minute einen selbst erreichen konnte. Ich kroch noch hinauf in die Flankenstellung, die ganz unbedeckt war, und ermunterte die Leute, die da lagen, Unteroffizier Seckinger, Infanteristen Platz und Plemmer, aufzupassen, damit sie uns nicht plötzlich in der Flanke überfallen, falls wir durch das schreckliche Artilleriefeuer erschüttert würden. Man mußte es ins Ohr schreien, so donnerte es ringsum; ich kroch wieder herunter in den Schützengraben. Da wirft mich ein furchtbarer Schlag um; man hörte droben, wo die drei gelegen, ein kurzes Röcheln; direkt neben mir zuckte einer noch einmal mit den Beinen, dann Totenstille! Platz, der droben zwischen Seckinger und Plemmer gelegen hatte, kam totenbleich heruntergekrochen, das Gesicht blutüberströmt. „Seckinger und Plemmer rühren sich nicht mehr“, sagte er bloß. Eine Granate drei Mann getroffen! Und so kam einer nach dem anderen daran. Vorn an der Barriere bekam einer einen Schuß durch die Brust; ich gab ihm zu trinken, gleich darauf starb er. Wieder einen anderen traf ein Granatsplitter ins Herz. Er blieb an der Brustwehr sitzen, wie wenn er eingeschlafen wäre; ich habe ihn nachts ein paarmal aufwecken wollen. Einem befahl ich zu schießen, da sich unten Franzosen zeigten. Weinend sagte er: „Herr Fähnrich, ich kann nicht mehr“ und hielt mir einen zerfesten Handstumpfen entgegen. Es entrang sich meinen Lippen: „Lieber, guter Gott, hilf, o hilf!“ Aber wir wichen nicht aus dem Graben, es donnerte und ratterte unaufhörlich. Am rechten Flügel entstand eine Panik, der ganze linke Flügel kaput — „die Franzosen kommen!“ hatte irgendein Verwundeter in seiner sinnlosen Aufregung gerufen. Einen Moment waren die Reihen erschüttert, sie drängten nach rechts, nur hinaus aus der fürchterlichen, qualvollen Hölle des Grabens! Ich sprang nach rechts, mein Zug war allein, ohne Anschluß. Da riß ich meinen Revolver aus der

Tasche und sprang so weit wie möglich im Graben rechts und trieb alle nach links wieder zurück. Sie gingen von selbst, als sie mich noch am Leben sahen. Wenn in dem Moment die Franzosen angegriffen hätten, wär's vielleicht schlimm gegangen. Die Nerven hatten für einen Augenblick versagt, doch schnell hatten wir uns wieder gefaßt. — Ihr könnt Euch daraus eine kleine Vorstellung machen von der furchtbaren Wucht des Feuers. — Um 9 Uhr hörte ich, daß die Kompagnie rechts von uns ganz zurückgegangen war; bis 1/6 Uhr währte das Feuer; danach lagen wir alle mit aufgepeitschten Nerven, gespannt darauf, daß nun der durch das Artilleriefeuer vorbereitete Sturmangriff erfolgen werde. Doch er kam nicht. Sie hätten uns trotz allem auf dem Posten gefunden, obgleich sie das Flankfeuer auch jetzt noch fortsetzten, noch manchen totschossen und manchen verwundeten. Wie wird man da aber allmählich gefühllos gegen den Tod, kaum daß man sich umdreht, wenn einer zusammenbricht. Am meisten greift einem das Wimmern der Schwerverwundeten ans Herz, wenn man nicht helfen kann. Dreißig Leute hat uns der Nachmittag gekostet, elf Tote, die übrigen meist schwer verwundet, fast alle von meinem Zug. Von einem Zug erhielt ich die erbetene Verstärkung. Noch nie in meinem Leben habe ich den Einbruch der Nacht so herbeigesehnt, wie an diesem 21. Februar; sie brachte uns gar keine Ruhe, geschweige denn Schlaf. Auch das Infanteriefeuer knatterte weiter, aber das schützende, gnädige Dunkel rettete uns vor dem fürchterlichen Artilleriefeuer. Mein Zug wurde vom zweiten abgelöst für die Nacht. Meine Leute durften auf den rechten Flügel der Kompagnie rücken, wo es weniger gefährlich war. Ich blieb zur Einweisung am linken Flügel. Auch kamen die Sanitätssoldaten, die Verwundeten endlich zu holen. Einige starben auf dem qualvollen, mühsamen Transport durch den engen Graben. Seckinger und Klemmer waren nicht tot, aber fürchterlich verwundet. Seckinger hatte einen Granatsplitter quer durch die Augen bekommen. Beide Augen hatte es herausgerissen und eine Verletzung des Gehirns. Und der Arme lebte noch, war sogar bei Bewußtsein, als ich ihm die Hand zum ewigen Abschied drückend, sagte: „Sie waren treu bis zum Tod, ich befehle Sie in Gottes Hände!“ „Leben Sie wohl!“ antwortete er; er starb erst vier Stunden später. Klemmer hatte einen Granatsplitter am Kopf, war ohne Bewußtsein und starb nach einer Viertelstunde. Das war eine blutige, fürchterliche Arbeit gewesen. An meine eigene geringfügige Verletzung dachte ich gar nicht. — — — Die Nacht ging vorüber, wir saßen auf Leichen, es bekümmerte einen nicht; wenn man nur nicht im Schlamm sitzen mußte!